

Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 61 (2019)
Heft: 377

Artikel: Pity/Oiktos : Babis Makridis
Autor: Volk, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-863083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entscheidungen im Leben schuldig, weil auch andere von ihnen betroffen sind? Dano gibt nie vor zu wissen, was für Eltern und Sohn zu tun richtig gewesen wäre. Selbst der reiche Warren Miller, um einige Jahre älter als Jerry, blass und krank, lässt sich nichts zuschulden kommen. Von seiner Frau verlassen, ist er einfach nur da, als Jeanette nach Jerrys Verschwinden wieder arbeiten muss und verzweifelt einen Job sucht. Joe, der sich weder auf die Seite der Mutter noch der des Vaters schlagen will, bleibt bis zuletzt auf seinem Beobachterposten. Er fühlt sich, das bekannte Dilemma, beiden verpflichtet, ohne die Hintergründe derer verstehen zu können, die sie selbst nicht verstehen.

Es ist eine schöne Idee Danos, Joes Arbeit bei einem Fotografen, die er nachmittags nach der Schule gewissenhaft ausübt, im Film grösseren Raum zu widmen. Man kann sich gut vorstellen, dass aus Joe – sollte er nicht wie Ford ein Pulitzer-Preisträger werden, der auf seine Jugend zurückblickt – einmal ein ziemlich guter Fotograf werden könnte. Joe besitzt, wie das Ende des Films auf eindringliche Weise herausstreckt, ein gutes Auge für Komposition – und dafür, wo er hingehört. Das ist mehr, als man von den meisten Leuten sagen kann.

Michael Pekler

→ Regie: Paul Dano; Buch: Paul Dano, Zoe Kazan nach dem gleichnamigen Roman von Richard Ford; Kamera: Diego García; Schnitt: Louise Ford, Matthew Hannam; Musik: David Lang. Darsteller_in (Rolle): Ed Oxenbould (Joe), Jake Gyllenhaal (Jerry), Carey Mulligan (Jeanette), Bill Camp (Warren Miller). Produktion: June Pictures, Nine Stories Productions, Sight Unseen Pictures. USA 2018. Dauer: 105 Min. CH-Verleih: Praesens-Film, D-Verleih: Sony Pictures Germany

Pity / Oiktos



Tränen lügen nicht, davon ist die Hauptfigur von Babis Makridis' *Pity* überzeugt.
Und wenn man ihnen trotzdem nicht glaubt,
muss er eben ein bisschen nachhelfen.

Der Anblick dieses Mannes ist nur schwer auszuhalten. Der Kopf ist schildkrötenhaft nach vorne gereckt. Die Mundwinkel hängen. Ein Hundeblick, dem die hündische Unterwürfigkeit jedoch fehlt. Mitleid nicht heischend, sondern geradezufordernd. Irgendwie trotzig, beleidigt. Mit diesem immer gleichen, trostlosen Regenwetterblick wandelt der Protagonist aus Babis Makridis' *Pity* wie ein personifizierter Vorwurf durch einen Kosmos voll steriler Schönheit. Der erfolgreiche Anwalt, der Opfer von Gewaltverbrechen vertritt, lebt zusammen mit seinem heranwachsenden Sohn – einem wohlerzogenen, schweigsamen Jungen und hoffnungsvollen Klaviertalent – in einem modernen Luxusappartement an der griechischen Küste. Das Meer ist in Sichtweite. Die Sonne scheint. Regisseur Makridis lässt die Farben leuchten – und kreiert so einen symbolischen Kontrast zum matt Gesicht seiner Hauptfigur und deren Unglück. Die Frau des Anwalts liegt im Koma. Nach einem Unfall, von dem man nie mehr erfährt, als dass er aus heiterem Himmel kam.

Wer würde da kein Mitgefühl aufbringen? Die Nachbarin trägt Tag für Tag selbst gemachten Kuchen an die Tür. Der Mann in der Reinigung gewährt dem Anwalt einen Rabatt. Die gross gewachsene Kanzleisekretärin lässt sich sprichwörtlich und buchstäblich zu einer steifen Umarmung herab. Alle versuchen sie, den sichtlich Gebeutelten aufzumuntern, mit sich wiederholdenden «Kopf hoch»-Formeln. Nichts davon kommt von Herzen. Sie alle betreiben emotionalen Ablasshandel. Fühlen sich verpflichtet. Echtes Mitleid – auf Griechisch: Oiktos – empfinden sie vermutlich genauso wenig, wie die Zuschauer_innen das tun dürften. Denn wie soll man Anteil nehmen am Schicksal eines namenlosen Anwalts, über den man nichts weiß und von dem man nichts anderes kennt als dieses ewige Miesepetergesicht und der die Empathie für andere genauso heuchelt, wie sie ihm entgegengelogen wird. Zwar behauptet er, seine Klient_innen seien wie Geschwister für ihn, aber tatsächlich missbraucht er sie dafür, seine eigene Trauer zu reflektieren. Anstatt sie zu trösten, suhlt er sich als vermeintlich Gleichgesinnter in ihrem Leid. Als ihm im Krankenhausflur eine verzweifelt weinende Frau begegnet, die ihm hilfesuchende Blicke zuwirft, lässt er sie ohne jede Regung links liegen.

Man könnte das ja alles verstehen. Dass die Trauer ihn lähmmt, dass sie ihn verbittert, dass sie ihm sogar die munteren, beschwingten Stücke, die sein Sohn auf dem Klavier einübt, unerträglich macht. Dass sie ihn stattdessen zu einem ebenso verstörenden wie ergreifenden Klagelied inspiriert, in dem er den Tod seiner Frau vorwegnimmt. In einem feinfühligen Psychodrama liesse sich das alles mit dem Schmerz erklären, der den Anwalt überwältigt. Ein gebrochener Mann als Leib gewordenes Häuflein Elend, das Einspruch einlegt gegen jeden Anflug von Lebensfreude. Doch auch wer Babis Makridis nicht direkt der Greek Weird Wave um Filmemacher Yorgos Lanthimos (*Dogtooth*) zuordnen kann, ahnt schon nach wenigen Einstellungen, dass *Pity* kein gewöhnliches Drama sein will. Zu unerbittlich sperrt die strenge Kameraarchitektonik die namenlosen Figuren in penibel durchdesignete Tableaus ein. Zu pathetisch überhöhen die

Babis Makridis

an klassische griechische Tragödien angelehnten Texteinblendungen das Gefühl der Verzweiflung ins Heldenhafte. Und zu sehr verklären wuchtige Choräle Rituale des Tröstens zu tosenden Epiphanien.

Man spürt es bald: Da hat sich einer ungesund wohlig in seinem Selbstmitleid eingerichtet. Unter der Trauer brodelt etwas, das sich spätestens ab Mitte des Films immer ungezügelter Bahn bricht – nachdem das Wunder geschehen ist und die Frau des Anwalts aus dem Koma erwacht. Schon bald kehrt sie nach Hause zurück. Die Freunde, die gerade noch den Mann betütelten, hängen jetzt seiner Frau an den Lippen, die von ihrer Nahtoderfahrung berichtet. Auch bringt die Nachbarin keinen Kuchen mehr.

In der verqueren Welt von *Pity* erscheint dem Protagonisten weniger das Koma als Katastrophe als das Erwachen daraus. Dieser potenziell komische Widerspruch hat einen Teil der Kritik dazu verleitet, den Film als eine Tragikomödie einzustufen. Tatsächlich kann man sich den mitleidsüchtigen und egozentrischen Antihelden lange als eine Art griechische Variante von Mr. Bean vorstellen. Alles Humorvolle, das da im Zwischenreich von Psychologie und Psychopathologie schlummert, wird jedoch erdrückt von einer beklemmend kalten *American Psycho*-Ästhetik, einer bedächtigen, gewichtig nachhallenden Montage und einem konsequent monoton angelegten Schauspiel.

Das ist irritierend und faszinierend anzusehen, aber auch ungemein anstrengend. Ob sich die Anstrengung für einen am Ende lohnt, entscheidet sich mit der letzten Viertelstunde, in der *Pity* noch einmal eine Wende nimmt. Diese mag man als wunderbar bizarr oder aber als abgeschmackt und aufgesetzt wahrnehmen. Konsequent erscheint sie allemal, da sie erneut in den Mittelpunkt rückt, worin sich in *Pity* alle Restmenschlichkeit kanalisiert: das Weinen. Auch wenn die Frau des Anwalts nicht länger im Koma liegt, wirkt der Alltag des Anwalts dadurch keinen Deut lebendiger oder wärmer. Alles bleibt zum Gruseln gleichförmig, distanziert und nüchtern. Einzig im Weinen, im hemmungslosen Schluchzen gelingen dem Protagonisten kurze authentische Gefühlsausbrüche aus einer gespenstischen Scheinwelt.

In einer der eingebildeten Textzeilen beschwert sich der Erzähler, der die Perspektive des Anwalts einnimmt, darüber, dass das Weinen in Filmen immer so unecht wirke. Weinen sei das, was sich am schwierigsten spielen lasse. Legt man diesen Massstab an *Pity* an, so gelingt Makridis mit seinem Ensemble um Hauptdarsteller Yannis Drakopoulos eine kleine Meisterleistung. Denn auch wenn der gewagte, skurrile und herausfordernde Film vielleicht eine Spur zu durchkonstruiert, zu prätentiös und zu langatmig daherkommt, um zum Heulen schön zu sein – schön geheult wird darin allemal.

Stefan Volk

→ Regie: Babis Makridis; Buch: Efthymis Filippou, Babis Makridis; Kamera: Konstantinos Koukoulios; Schnitt: Yannis Chalkiadakis; Kostüme: Dimitris Papathomas. Darsteller_in (Rolle): Giannis Drakopoulos (Anwalt), Evi Saoulidou (Ehefrau). Produktion: Neda Film, Beben Films, Madants. Griechenland, Polen 2018. Dauer: 97 Min. CH-Verleih: Outside the Box

Mid90s



Ein Film wie ein gutes Hip-Hop-Mixtape.

Jonah Hills Regiedebüt vertieft sich in die Texturen der Neunzigerjahre. Gelegentlich identifiziert er sich dabei etwas zu sehr mit seinen Protagonisten.

Jonah Hill

Es beginnt mit einem Knall: In der ersten Einstellung sehen wir einen stillen, giftgrün gestrichenen Korridor in einem Apartment irgendwo in Los Angeles, Mitte der Neunzigerjahre, als plötzlich ein Junge mit voller Wucht gegen die Wand donnert. Stevie – hübsch, schmächtig und eindeutig zu klein für seine dreizehn Jahre – bezieht wieder einmal Prügel von seinem älteren Bruder Ian. Und das ist erst der Anfang einer Reihe von harten Aufschlägen: Als wollte der Teenager partout mit dem Kopf durch die Wand, wird sein Körper noch einige Male schmerhaft mit der Widerständigkeit der Welt konfrontiert. Mit Böden. Mit Tischen. Mit Windschutzscheiben. Mit Fäusten. Aber in dieser sonnen durchfluteten, beinahe märchenhaften Coming-of-Age-Geschichte schafft es Stevie irgendwie immer, nur mit einem blauen Auge davonzukommen.

Als Teenager in einer zerstörten Mittelschichtsfamilie ohne Vater muss Stevie seinen Platz in der Welt noch finden. Und es ist das vielleicht eindrucksvollste Verdienst der schlanken 85 Minuten von *Mid90s*, dem Regiedebüt des Schauspielers Jonah Hill, uns vor Augen zu führen, wie stark das Älterwerden mit dem Austesten und Aneignen fremder Räume verknüpft ist. Wir sehen Stevie im Lauf der episodisch erzählten Sommerwochen zaghaft Türen öffnen, über Zäune klettern, verbotene Räume in Beschlag nehmen, in Alkohol- und Drogendelirien hinabsinken und mit seiner Zunge zögerlich in den Mund einer jungen Frau eindringen. Anfangs schlält Stevie noch in Teenage-Mutant-Ninja-Turtles-Bettwäsche und verbringt seine Nachmittage